

Literaturgottesdienst am 4.02.2015 Universitätskirche Marburg

Graham Greene, Die Kraft und die Herrlichkeit (1940)

Musik: Unichor unter Leitung von Nils Kuppe

Predigt und weitere Texte: Prof. Dr. Christl Maier

Vorleserin: Bettina Wolf

Abendmahlsliturgie: Prof. Dr. Ulrike Wagner Rau

Künstlerische Gestaltung des Altarraumes: Gabi Erne

Vorbereitung: Anke Gemünd

Küsterdienst: Svenja Prust

Über das Buch und den Autor

Henry Graham Greene gilt als einer der führenden Schriftsteller Großbritanniens im 20. Jahrhundert. Er hat zahlreiche wichtige Literaturpreise und Ehren erhalten, obwohl er in seinen Werken schneidend-ironische Kritik an Institutionen und Herrschenden übt. Greene wurde am 2. Okt. 1904 in Südengland in eine wohlhabende Großfamilie hinein geboren. Graham war ein rebellischer Jugendlicher, der Romane verschlang und mehrere Selbstmordversuche unternahm – heute würde man ihn als manisch-depressiv diagnostizieren. Seiner Autobiographie zufolge begann er bereits als Vierzehnjähriger mit dem Schreiben und eiferte darin seinem Großonkel Robert Louis Stevenson sowie dem ungleich berühmteren Henry James nach.

Nach dem Geschichtsstudium in Oxford arbeitete Greene als Journalist, Filmkritiker und Drehbuchautor, während er zunehmend beachtete Romane, Kurzgeschichten und Theaterstücke schrieb.

Aufgewachsen in einer kirchenfernen anglikanischen Familie konvertierte Greene im Alter von 22 Jahren überraschend zum römisch-katholischen Glauben um eine Katholikin heiraten zu können. Das Paar hatte zwei Töchter. Greene liebte Frauen, Alkohol und Reisen in entlegene Gebiete, u.a. 1938 nach Mexiko, wo er die staatliche Politik gegen den Katholizismus kennenlernte, die den Hintergrund von „Die Kraft und die Herrlichkeit“ bildet.

Viele seiner Romane wurden Bestseller und von angesehenen Regisseuren verfilmt, z.B. „Unser Mann in Havanna“, in dem Greenes Erlebnisse als britischer Geheimdienstagent in Sierra Leone gegen Ende des Zweiten Weltkriegs künstlerischen Ausdruck fanden. Oder: „The Quiet American“ von 1955, der die Politik der USA in Vietnam kritisch beleuchtet. Seine letzten Lebensjahre verbrachte Greene am Genfer See, wo er 86jährig starb.

Graham Greenes traurig-schauriger Roman „Die Kraft und die Herrlichkeit“ entführt uns in eine fremde Welt der Entbehrung, des Überlebenskampfes der Bevölkerung, der Arroganz und Korruption der Regierenden: Süd-Mexiko, ein Sommer in den 1930er Jahren, ein mit Dörfern übersäter Landstrich im Regenwald, am Fuße der Berge: Flirrende Hitze, Schlangen und Moskitos, Kakerlaken und anderes Getier, zum Himmel schreiende Armut der Bauersfamilien, die mit Maisanbau ein dürftiges Dasein fristen. Es ist die Zeit nach dem 10jährigen Bürgerkrieg zwischen Regierung und meist katholischen Bauernmilizen, in der die Macht der römisch-katholischen Kirche gebrochen ist und die 1925 gegründete mexikanische Staatskirche keine eigene Macht hat. Die Polizei sucht fieberhaft nach zwei für den Staat gefährlichen Männern: einen Américano, der eine Bank überfallen und dabei drei Menschen getötet hat, und einen Priester, den letzten seiner Art in dieser Gegend, der trotz staatlicher Verfolgung der katholischen Kirche seit Jahren in den Sümpfen und Wäldern ausharrt. Der Priester hat keinen Namen, aber ein Laster, man nennt ihn den „Schnapspriester“ – in Zeiten der Prohibition ist dieses Laster lebensbedrohlich: die letzten Flaschen selbstgebrannten Schnapses werden eingegraben in die Erde unter den schäbigen Hütten und es ist kein Wein mehr

aufzutreiben um die Messe zu feiern. In einem Augenblick des Rausches hat der Priester ein Kind gezeugt, eine Tochter, die ihm jetzt, als er ins Dorf seiner Verfehlung zurückkehrt, mit Widerwillen begegnet. Sein Gegenspieler ist der ebenfalls namenlose Polizei-Leutnant, der in seinem fanatischen Eifer gegen die katholische Kirche nicht davor zurückschreckt, in den Dörfern, die dem Priester Unterschlupf bieten, Geiseln zu nehmen und zu töten.

Es hat etwas Bedrückendes zu lesen, wie dieser junge Priester gehetzt, abgemagert und entkräftet durch die Geschichte stolpert, keinem Menschen vertrauend, weil auf seinen Kopf ein hoher Preis ausgesetzt ist – wie er aber jede sich ihm bietende Gelegenheit zur Flucht verpasst, weil er entweder betrunken ist oder heimlich einen Gottesdienst feiert. Nachdem er die rettende Grenze zum Nachbarland schon überschritten hat und dort an sein früheres, geachtetes Leben als Priester anknüpfen könnte, kehrt er noch einmal um, um dem im Sterben liegenden Verbrecher geistlichen Beistand zu leisten – wohlwissend, dass er in eine tödliche Falle tappt.

Musik

I. Lesung

Musik

II. Lesung

Musik

III. Lesung

Musik

Predigt

Liebe Universitätsgemeinde,

„Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit“ – so lautet der letzte Satz des Vaterunsers – er ist die Begründung für die Bitten „führe uns nicht in Versuchung und erlöse uns von dem Bösen.“

Gottes Reich – in Kraft und Herrlichkeit? Wer Graham Greenes Roman liest, kommt am Zweifel nicht vorbei: Die heilige römisch-katholische Kirche, einst so mächtiges Bollwerk der Gewissheit, ist fast ausgelöscht, die Kirchengebäude sind zerstört, die Priester getötet, vertrieben oder zur Heirat gezwungen. Der Polizei-Leutnant, der die Diener der Kirche und deren Unterstützer erbarmungslos verfolgt, ist voller sozialistischer Ideale und hasst die Kirche. Das Mexiko der 1930er Jahre nach dem Sturm auf Kirche und Glauben ist eine Welt ohne Gott, ohne Glanz, eine Welt, in der die Armen täglich gegen den Hunger kämpfen, die Vertreter des Staates korrupt sind und soziale Reformen die Landbevölkerung nicht erreichen.

Gottes Herrlichkeit, sein Glanz in der Welt, scheint verschwunden. Nur zwei Priester sind noch übrig. Der eine, Padre José, hat dem Zwang zu heiraten nachgegeben und lebt nun, täglich von den Nachbarskindern verhöhnt, mit seiner ehemaligen Haushälterin unglücklich und ins Private zurückgezogen in der kleinen Stadt. In ständiger Angst, doch noch abgeholt und bestraft zu werden, schickt er den Schnapspriester weg, als der sich bei ihm verstecken will; am Ende weigert er sich sogar, ihm im Gefängnis die Beichte abzunehmen. Der andere Priester ist auf der Flucht vor der Polizei, hin- und hergerissen zwischen Rausch und Pflicht.

Wer ist dieser alkoholranke Priester, der in den geliehenen Kleidern eines Bauern aussieht wie ein gewöhnlicher Mensch? Kann er, der gefallene Diener der Kirche, noch Gottes Kraft und Herrlichkeit repräsentieren? Oder ist der Romantitel etwa ironisch gemeint?

Wo ist die Kraft des Glaubens geblieben? Man muss zwischen den Zeilen lesen, um es zu erahnen: Gottes Kraft ist in den Schwachen mächtig (2Kor 12,9): in dem Vertrauen der Menschen auf etwas, das ihnen bereits entschwunden ist, die aber den Schnapspriester trotz der Gefahr für das eigene Leben aufnehmen. Sie zeigt sich im Begehren, noch einmal beichten zu können, ein Kind zu taufen,

einer heimlich im Pferdestall abgehaltenen Messe beizuwohnen und Absolution zu erlangen. Unklar bleibt, ob der Priester selbst noch an Gott glaubt: Seine Gebete sind auswendig gelernt, eingeübt, sie künden von einem fernen Leben. Das Schlimmste aber ist: der Priester hat den Glauben an sich selbst verloren, er hält sich für einen schlechten Priester, verdorbenen vom Laster, der Gottes Ehre nicht mehr verkörpern kann. Man liest seine Selbstgespräche während der Flucht, sein Hadern mit sich selbst. Hin- und hergerissen zwischen Rausch und Pflicht torkelt er durchs Dickicht des Waldes, das Dickicht seiner Verstrickung und seiner Zweifel. In einem Mestizen, der ihn ein Stück Wegs begleitet, erkennt er Judas, den Verräter, der sich nur scheinbar um ihn sorgt, aber darauf bedacht ist, das ausgesetzte Kopfgeld zu kassieren.

Als der Priester seine Tochter, die er in einem Augenblick des Rausches gezeugt hat, nach Jahren wieder sieht, meint er in ihrem wissenden Blick die eigene Verdammnis zu erkennen und ist zugleich voller Liebe zu diesem Kind. Aber selbst eine solche Liebe macht ihn gewöhnlich und schwach, stellt ihn gleich mit anderen Menschen, wo er doch deren Gegenüber sein soll, Gottes Kraft und Herrlichkeit zu repräsentieren. Als er die Menschen des Dorfes begrüßen will „ich freu mich, euch zu sehen...“ bleibt ihm das „meine Kinder“ im Hals stecken, denn, so heißt es, es „schien ihm, daß nur ein Kinderloser das Recht hatte, Fremde seine Kinder zu nennen“ (S. 52).

Die Menschen aber nennen ihn immer noch „Vater“, obwohl sie um seine Verfehlungen wissen – „padre“ – ganz so wie zu Zeiten, als er wohl genährt im Ornat vor ihnen stand und die Kirche repräsentierte, eine Autorität voll Kraft und Herrlichkeit, die das sündhafte Leben der Bauern bewertete und ihre Beichte mit Auflagen belegte: soundso viele Gebete, Rosenkränze, Gebote der Besserung – eine Kirche, die den Armen für jede Messe und jede Taufe Geld abnahm.

Wird im Ansehen der „beamteten“ Dienerschaft und im Glanz der allmächtigen Kirche etwas von Gottes Kraft und Herrlichkeit sichtbar? Mit der Allmacht der Kirche ist es längst vorbei – auch in der evangelischen Tradition. Wir, die wir hier sitzen, haben ein ganz anderes Amtsverständnis, unsere Pfarrerrinnen und Pfarrer können selbstverständlich heiraten und Kinder haben. Die neue EKD-Mitgliedschaftsstudie weist der Pfarrperson aber immer noch „eine Schlüsselrolle für die Wahrnehmung der Kirche im Ganzen“ zu (V.KMU, S.13). Die Kenntnis der Ortpfarrerin, oder auch eines Pfarrers überhaupt, befördert offenbar das Gefühl der Zugehörigkeit zur evangelischen Kirche; bei öffentlichen Auftritten wie Gottesdiensten und Stadtteilsten, aber auch bei zufälligen Begegnungen werden Pfarrerin oder Pfarrer als Repräsentanten der Kirche wahrgenommen. (V.KMU, S.96-105, vgl. http://www.ekd.de/download/ekd_v_kmu2014.pdf). Was aber geschieht mit dem Glauben, wenn die Kirche versagt, wenn sie ihre Kraft und Herrlichkeit verliert?

In Greenes Roman geschieht eine Transformation: Nach dem Untergang der Institution Kirche gewinnt Gott unter den Menschen neue Kraft, eine Kraft, die gerade in den Schwachen, und eben auch im Schnapspriester, mächtig ist. Er will letztlich seiner Pflicht nicht entfliehen, er kann sich ein heiles und friedliches Leben nicht mehr vorstellen. So kehrt er noch einmal um, lässt sich von dem Mestizen zu dem sterbenden Bankräuber führen, um ihm im Tod beizustehen. Er gibt sein Leben preis, findet für sich selbst aber bis zuletzt keinen Trost. Es ist die Geschichte einer Passion; er *lebt* die Passion. Er wird zum Gleichnis des Gekreuzigten, den man auch als „Fresser und Weinsäufer“ geschmäht hat und der gottverlassen stirbt. Selbst der bekehrte Hauptmann unter dem Kreuz ist da: der Leutnant, der gegen das Gesetz Padre José herbeizuholen versucht und dem Priester für seine letzte Nacht ein wenig Schnaps gegen die Angst überlässt. Der Verfolger wird milde und menschlich, der Verfolgte stirbt scheinbar unversöhnt. Liegt die Kraft und Herrlichkeit in dem, was wir geleistet haben werden? Wird Gott dem Schnapspriester vergeben? Vergibt er *uns* unsere Schwächen und fehlgeleiteten Begierden? „Für uns zur Sünde gemacht“ (2Kor 5,21) – so heißt es von Christus, zu dem hier der Padre wird.

Greene verweist nur implizit darauf, dass er die Vergebung Gottes für möglich hält. Als die Überreste des von Kugeln durchsiebten priesterlichen Körpers im Gefängnishof weggeräumt sind, heißt es: „ein Mann streute Sand mit einem Spaten auf, als ob er ein Grab wieder füllte. Aber da war kein Grab, da war niemand.“ (171f). Ist dies eine Anspielung auf das leere Grab Christi, der – wie es im Römerbrief heißt – um unserer Verfehlungen willen dahingegeben und um unserer Rechtfertigung willen auferweckt wurde? Die letzten Zeilen des Romans erzählen davon, dass am selben Morgen, an dem der Schnapspriester erschossen wird, ein junger Mann im Haus einer wohlhabenden, christlichen Familie um Einlass bittet – er ist Priester. Er wird zum Symbol für Gottes Vergebung, in der jene Kraft und Herrlichkeit verborgen ist, die vor dem Bösen bewahrt. Gottes Kraft und Herrlichkeit, die den Schwachen zu Hilfe kommt. Die denen, die an ihrem Glauben und um ihres Glaubens willen leiden, Segen verheißt, auch wenn die allmächtige Kirche versagt. Denn sein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit, in Ewigkeit – Amen.

Fürbitte und Sündenbekenntnis

Guter Gott, der Du uns Vater und Mutter bist,
deine Kraft ist in den Schwachen mächtig.

Wir bitten Dich für die Menschen, die an ihrem Glauben zweifeln.

Lass sie Deine Nähe spüren.

Für die Menschen, denen die Sucht den Zugang zum Leben verstellt.

Befreie sie und schenke ihnen die Kraft, ihr Leben zu ordnen.

Für die Menschen, die einsam und krank sind.

Lass sie nicht verzweifeln und heile ihre Körper und Seelen.

Für die Studierenden an unserem Fachbereich, die sich für den Dienst in der Kirche vorbereiten. Gib ihnen die Kraft, Deinen Glanz in der Welt sichtbar zu machen.

Für die Menschen, die in unserem Land politische Verantwortung tragen.

Stärke sie, den Schwachen zu helfen und sich nicht korrumpieren zu lassen.

Für die Menschen, besonders im Nahen Osten,
die um ihres Glaubens willen verfolgt werden.

Gib ihnen die Kraft, durchzuhalten und gebiete den Mordenden Einhalt.

Wir kommen zu dir, Gott,
mit allem, was uns beschwert.

Vergib uns:

wo wir unsere Pflichten vernachlässigt haben,

wo wir gescheitert sind,

wo wir andere verletzt und missachtet haben,

wo wir mutlos waren,

wo wir mehr Liebe gebraucht hätten,

wo die Angst uns gebunden hat,

wo wir dem Rausch verfallen sind.

Wir bringen in der Stille vor dich,

was auf uns lastet ...

Wir vertrauen auf deine Vergebung und darauf, dass jede und jeder Platz findet an deinem Tisch.

Amen.

Graham Greene

Die Kraft
und die Herrlichkeit

Titel der englischen Originalausgabe «The Power and the Glory»
Übertragen ins Deutsche von Vera Magd und Walther Puchwein

Hamburg: Rowohlt 1953

I – Zweites Kapitel

S.16-18:

«Wo ist der Jefe?», fragte der Leutnant. Keiner wußte es; vielleicht spielte er irgendwo in der Stadt Billard. Der Leutnant setzte sich mit geschäftigem Ärger an den Tisch des Vorgesetzten: hinter ihm auf der Mauer waren zwei Herzen mit Bleistift ineinander verschlungen. «Nun», sagte er, «worauf wartet ihr? Bringt die Gefangenen her!» Diese kamen, grüßten, den Hut in der Hand, einer hinter dem anderen. «So und so, betrunken und verwahrlost.» – «Fünf Pesos Strafe.» «Aber ich kann nicht zahlen, Exzellenz.» – «Er soll den Abort waschen und dann die Zellen.» – «So und so, ein Wahlplakat beschmiert.» – «Fünf Pesos Strafe.» - So und so, trägt ein Heiligenbild unter seinem Hemd.» – «Fünf Pesos Strafe.» Die Amtspflicht war zu Ende. Es lag nichts von Bedeutung vor. Durch das offene Tor schwirrten die Moskitos herein. Draußen hörte man die Wache präsentieren: der Polizeichef war zurück. Er kam herangeweht, er war stark und hatte ein dickes, rotes Gesicht. Er trug einen weißen Flanellanzug, einen breiten Hut und eine Patronengürtel. Eine große Pistole klatschte an seinem Schenkel. Er hielt ein Taschentuch an den Mund, er war unglücklich. «Schon wieder Zahnschmerzen», sagte er, «die Zahnschmerzen.»

«Zu melden ist nichts», sagte der Leutnant mit Verachtung.

«Der Gouverneur ist heute wieder auf mich los», beklagte sich der Chef.

«Alkohol?»

«Nein, ein Priester.»

«Der letzte ist vor ein paar Wochen erschossen worden.»

«Er glaubt es nicht.»

«Das Malheur ist», sagte der Leutnant, «wir haben keine Photographien.» Er blickte zur Wand auf das Bild James Calvers, der in den Vereinigten Staaten wegen Bankraubs und Mordes gesucht wurde. Ein derbes, unregelmäßiges Gesicht, von zwei Seiten photographiert. Eine Personenbeschreibung nach jeder Station in Zentralamerika: diese niedrige Stirn und diese fanatisch auf ein bestimmtes Ziel gerichteten Augen. Der Leutnant sah das Bild bedauernd an; es war wenig Chance, daß der die Richtung nach Süden nahm: den fangen sie in einer Spelunke an der Grenze, im Juarez oder Piedras Negras oder Nogales.

«Er behauptet, wir hätten eine.» Der Chef jammerte: «Mein Zahn, oh, mein Zahn!» Er wollte etwas aus der Hüfttasche ziehen, aber die Holfter war ihm im Weg. Der Leutnant schlug ungeduldig auf seine polierten Schuhe. «Dies ist es», sagte der Chef. Eine Menge Leute saßen um einen Tisch; junge Mädchen in weißem Musselin; alte Weiber mit zerrauten Haaren und gequälten Gesichtern; einige Männer lugten scheu und bekümmert aus dem Hintergrund. Alle Gesichter sahen aus wie Punkte: es war ein Zeitungsausschnitt der Gäste bei einem Firmungsfest, vor vielen Jahren aufgenommen; ein junger Mann mit Priesterkragen saß unter den Frauen. Man konnte sich vorstellen, daß er von den Frauen mit kleinen Leckerbissen verwöhnt wurde in dieser dunstigen Atmosphäre von Vertrautheit und Respekt. Er saß da, beleibt mit hervorquellenden Augen, harmlose Scherze für die Frauen hervorsprudelnd.

«Das ist vor vielen Jahren aufgenommen.»

«Er sieht wie alle anderen aus», sagte der Leutnant. Es war seltsam, aber in dem schmutzigen Bild konnte man lesen. Die wohlrasierte und gepuderte Backe war zu feist für sein Alter. Die Genüsse des Lebens waren ihm zu früh zugänglich gewesen, die Achtung seiner Mitmenschen, ein sicherer Lebensunterhalt. Ein scheinheiliges Wort, ein billiger Scherz, das bahnt den Weg, die Unterwürfigkeit der Leute wußte er gut zu nutzen ... ein glücklicher Mensch. Ein instinktiver Hass, wie von Hund zu Hund, drehte dem Leutnant den Magen um.

«Wir haben den schon ein halbes dutzendmal erschossen», sagte er.

«Der Gouverneur hat einen Bericht ... vorige Woche ist er beinahe entkommen, nach Vera Cruz.»

«Wo bleiben denn die Rothemden, daß er zu uns kommt?»

«Denen ist er natürlich entwischt. Ein Glück, daß ihm das Schiff davongefahren ist.»

«Was ist los mit ihm?»

«Sie haben sein Maultier gefunden. Der Gouverneur sagt, diesen Monat müsse er gefangen werden. Bevor die Regenzeit einsetzt.»

«Wo war seine Pfarre?»

«Concepcion und die Dörfer rundherum. Aber er ist schon seit Jahren weg.»

«Was ist sonst noch bekannt?»

«Er kann sich für einen Gringo ausgeben. Er war sechs Jahre in einem amerikanischen Seminar. Mehr weiß ich nicht. Er ist in Carmen geboren, Sohn eines Kaufmanns. Nicht, daß das hilft.»

«Sie schauen für mich alle gleich aus», sagte der Leutnant. Fast schauderte ihn, als er die weißen Musselinkleider musterte; er roch den Weihrauch, sah sich als Knaben in der Kirche, erinnerte sich an die Kerzen und die Spitzen, die Selbstzufriedenheit und die strengen Forderungen, die jene vom Altar herab stellten, wobei sie selbst jedes Opfer scheuten. Die alten Bauern knieten hier vor den Heiligenbildern, die Arme gekreuzt; müde nach der schweren Arbeit den ganzen Tag in der Plantage, zwangen sie sich zu einer weiteren Kasteiung. Und der Priester machte mit seiner Sammelbüchse die Runden, nahm ihnen ihre Centavos ab, schalt sie für ihre kleinen harmlosen Sünden aus und opferte nichts dafür, nichts als eine kleine geschlechtliche Befriedigung. Das war leicht, dachte der Leutnant. Er selbst brauchte keine Frauen. Er sagte: «Wir werden ihn natürlich fangen. Das ist nur eine Zeitfrage.»

II – Erstes Kapitel

S.49-51:

Erst hatten sie die Richtung nach Westen eingeschlagen, doch dann hörten sie von Soldaten dort und wandten sich nach Osten; hier waren aber die Rothemden in Aktion, und darum gingen sie nordwärts, waten durch Sümpfe und tauchten in der Dunkelheit des Mahagony-Waldes unter. Nun waren beide erschöpft, und das Maultier setzte sich einfach nieder. Der Priester kletterte herunter und fing zu lachen an. Er war so glücklich. Es ist eine der seltsamen Erfahrungen, daß der Mensch, wie immer sein Leben sein mag, Momente der Glückseligkeit hat; es läßt sich immer noch ein Vergleich ziehen mit schlechteren Zeiten; selbst in der Gefahr und im Elend schwingt das Pendel hin und her.

Vorsichtig trat er aus der Baumreihe auf eine sumpfige Lichtung: Flüsse, Sümpfe, Wälder, so war der ganze Staat beschaffen. Er kniete in der späten Abendsonne nieder und badete sein Gesicht in einem braunen Teich, der ihm wie ein Stück glasierten Tons seine runden, stoppeligen, hohlen Züge zurückspiegelte; das war so unerwartet, daß er sich selbst angrinste – ein scheues, ausweichendes, wenig Vertrauen erweckendes Lächeln eines Ertappten. Früher hatte er öfters eine Gebärde lange Zeit vor dem Spiegel geübt, so daß er sein Gesicht jetzt kannte wie ein Schauspieler. Das war aber nur ein Ausdruck seiner Unsicherheit gewesen, ihm schien sein eigenes, natürliches Gesicht nicht das richtige. Es schien ihm das Gesicht eines Clowns, gut genug für die sanften Späße der Frauen, aber nicht geeignet für den Altar. Er hatte versucht, es unkenntlich zu machen, und wirklich, dachte er, es ist mir gelungen, jetzt erkennen sie mich nicht wieder, und nun entsann er sich aufs neue der Ursache seiner Freude, es kam über ihn wie der Geschmack von Schnaps, wie dieser eine zeitweilige Erlösung versprechend von der Angst, der Einsamkeit und vielem Ungemach. Durch das Auftauchen der Soldaten war er gerade zu dem Ort getrieben worden, wo er am liebsten sein wollte. Er hatte ihn sechs Jahre lang gemieden, aber nun war das nicht seine Schuld, es war seine Pflicht, hinzugehen, es konnte unmöglich als Sünde zählen. Er kehrte zu seinem Maultier zurück und stieß es sanft an: «Auf,

Esel, auf!» Als ein kleiner, hagerer Mann in zerrissenen Bauernkleidern kam er zum erstenmal nach vielen Jahren heim wie jeder andere gewöhnliche Mensch.

Hätte er den Weg nach Süden einschlagen können, dieses Dorf meidend, es wäre ein Verzicht mehr gewesen; in den Jahren, die hinter ihm lagen, folgte ein Verzicht dem anderen, erst auf Feiertage und Fastentage, die letzteren hatte er zuerst aufgegeben; dann hatte er sich nur mehr gelegentlich über sein Brevier geneigt und hatte es schließlich gar zurückgelassen bei einem seiner wiederholten Versuche, vom Hafen aus zu entkommen. Dann folgte der Altarstein, es war zu gefährlich, ihn mit sich zu tragen. Er hatte wohl kein Recht, die Messe ohne ihn zu lesen; sicher verdiente er, seines Amtes enthoben zu werden, aber die Bußen der Geistlichkeit wurden unwirklich in einem Staat, in dem die einzige gesetzliche Strafe die zivile Todesstrafe ist. Die Bahn seines Lebens ist eingerissen wie ein Damm, und Vergeßlichkeit sickert herein und verwischt dies und das. Vor fünf Jahren hatte er sich der Verzweiflung hingegeben: Eine unverzeihliche Sünde, und er kehrte jetzt zurück zum Schauplatz seines Schmerzes, seltsam erleichterten Herzens. Denn auch die Verzweiflung hatte er überwunden. Er war ein schlechter Priester, das wußte er: das Volk hatte ein Wort für seinesgleichen geprägt, Schnapspriester nannten sie ihn, aber seine Vergehen entfielen dem Sinn und Geist: irgendwo häuften sie sich heimlich, die Trümmer seiner Verfehlungen. Eines Tages würden sie, wie ihn dünkte, gänzlich die Quelle der Gnade verstopfen. Bis dahin trug er sich weiter in Angst, Müdigkeit und mit einer verschämten Leichtigkeit des Herzens.

Das Maultier watete durch die Lichtung, und wieder kamen sie in den Wald. Daß er nun nicht mehr verzweifelte, bedeutete natürlich nicht, daß er nicht verdammt war – es wurde nur einfach nach einiger Zeit das Amt eines Verdammten zu schwer, der den Namen Gottes den Menschen in den Mund legt: eine sonderbare Art Diener, ein Teufelsdiener. Sein Geist war von einer vereinfachten Mythologie erfüllt: Michael erschlug in seiner Rüstung den Drachen, und die Engel fielen durch den Raum wie Kometen mit ihren schönen, fließenden Haaren, neidisch, wie ein Heiliger behauptete, auf das, was Gott dem Menschen bestimmt hatte – auf das ungeheure Recht auf Leben, auf dieses Leben!

Schon traf man auf spärliche Zeichen von Landarbeit: Strünke von Bäumen und Asche, der Boden war für die Ernte hergerichtet. Er trieb jetzt das Maultier nicht mehr an, er fühlte sich seltsam verzagt ... Eine Frau trat aus einer Hütte und beobachtete ihn, wie er auf dem müden Tier zögernd den Weg entlangtrabte. Das winzige Dorf war mit seinem Dutzend Hütten und der staubigen Plaza schablonenhaft aufgebaut; aber ihm lag es am Herzen; er fühlte sich hier geborgen, er war eines Willkommens sicher; er wußte, daß wenigstens ein Mensch an diesem Orte ihn nicht der Polizei angeben würde. Als er schon ganz nahe war, setzte sich das Maultier wieder nieder. Diesmal mußte er hinunterrollen zu seiner Sicherheit. Er klaubte sich zusammen, die Frau sah ihn feindselig an.

«Ah, Maria», sagte er, «und wie geht es dir?»

«Was», rief sie, «Sie sind es, Vater?»

Er sah sie nicht gerade an; seine Blicke waren schlau und prüfend. Er sagte: «Du hast mich nicht erkannt?»

«Sie sind verändert.» Sie musterte ihn von oben bis unten mit etwas wie Verachtung. Sie sagte:

«Wann haben Sie diese Kleider bekommen, Vater?»

«Vor einer Woche.»

«Was haben Sie damit getan?»

«Ich habe sie für diese ausgetauscht.»

«Warum? Es waren gute Kleider.»

«Sie waren zerrissen – und auffallend.»

«Ich hätte sie geflickt und versteckt. Schade. Sie schauen wie ein gewöhnlicher Mensch aus.»

Er lächelte und blickte zu Boden, während sie ihn ausschalt, wie eine Haushälterin; es war wie in den alten Tagen, als es ein Pfarrhaus gab und Zusammenkünfte der Kinder Mariä und der ganzen Gilden und Betschwestern einer Pfarre, außer daß natürlich ... Er fragte sanft, ohne sie anzusehen, mit dem gleichen verlegenen Lächeln: «Wie geht es Brigitta?» Sein Herz pochte laut bei diesem Namen; eine Sünde kann riesenhafte Folgen haben; vor sechs Jahren war er zuletzt – daheim gewesen.

«Ihr geht es wie uns allen. Was haben Sie erwartet?»

Er war zufrieden; es hing mit seinem Verbrechen zusammen; er hatte kein Recht, sich über irgend etwas im Zusammenhang mit dieser Vergangenheit zu freuen. Mechanisch antwortete er: «So ist's recht», während sein Herz schlug vor geheimer und erschreckender Liebe. Er sagte: «Ich bin müde. Die Polizei war in der Nähe von Zapata ...»

«Warum sind Sie nicht nach Monte Christo gegangen?»

Schnell blickte er auf, voll Angst. Es war nicht der Willkomm, den er erwartet hatte: ein kleiner Haufen Leute sammelte sich zwischen den Hütten und beobachtete ihn aus sicherer Entfernung.

III – Viertes Kapitel

S. 162-164:

Der Leutnant öffnete die Zellentür; es war dunkel; er schloß sorgfältig die Tür hinter sich, sperrte zu, die Hand an der Pistole. Er sagte: «Er will nicht kommen.»

Die kleine gebeugte Gestalt im Dunkel war der Priester. Er kauerte am Boden wie ein spielendes Kind. Er sagte: «Sie meinen, nicht heute nacht?»

«Ich meine, er will überhaupt nicht kommen.»

Stille herrschte eine Weile, wenn man es Stille nennen konnte, da die Moskitos unaufhörlich surrten und die Käfer gegen die Mauer klatschen. Endlich sagte der Priester: «Er hat wahrscheinlich Angst gehabt.»

«Seine Frau hat ihn nicht gelassen.»

«Der Arme.» Er versuchte zu kichern, aber kein Laut hätte schrecklicher sein können, als dieser schwache Versuch. Sein Kopf sank zwischen die Knie; er sah aus wie einer, der alles verlassen hat und nun von allen verlassen ist.

Der Leutnant sagte: «Es ist besser, Sie wissen alles. Ihr Fall ist geprüft worden, Sie wurden schuldig befunden.»

«Hätt ich bei meinem eigenen Verhör nicht anwesend sein können?»

«Es hätte keinen Unterschied gemacht.»

«Nein.» Er blieb still und nahm etwas Haltung an. Dann fragte er mit gekünstelter Lebhaftigkeit:

«Und wann, wenn ich fragen darf ...?»

«Morgen.» Die rasche und knappe Antwort brachte ihn aus der Fassung. Er senkte wieder den Kopf und schien, soviel man im Dunkel sehen konnte, an seinen Nägeln zu kauen.

Der Leutnant sagte: «Es ist schlecht, in so einer Nacht allein zu sein. Wenn Sie lieber in die allgemeine Zelle überführt werden wollen ...»

«Nein, nein. Ich möchte lieber allein bleiben. Ich hab noch viel zu tun.» Seine Stimme erlosch, als wäre er schwer erkältet. Er röchelte: «So viel zu überdenken.»

«Ich möchte gern etwas für Sie tun», sagte der Leutnant. «Ich hab Ihnen etwas Schnaps gebracht.»

«Gegen das Gesetz?»

«Ja.»

«Das ist sehr gütig von Ihnen. » Er nahm die kleine Flasche. «Sie würden das sicher nicht brauchen. Aber ich hab mich immer vor Schmerzen gefürchtet.»

«Einmal müssen wir alle sterben», sagte der Leutnant. «Es macht nicht sehr viel Unterschied, wann es ist.»

«Sie sind ein guter Mensch. Sie haben nichts zu fürchten.»

«Sie haben so sonderbare Ideen», beschwerte sich der Leutnant.

«Manchmal hab ich das Gefühl, Sie wollen mich nur beschwatzen.»

«Wozu beschwatzen?»

«Oh, vielleicht, daß ich Sie flüchten lasse oder daß ich an die heilige katholische Kirche glaube, die heilige Kommunion ... wie geht das weiter?»

«Die Vergebung der Sünden.»

«Sie glauben aber nicht sehr daran.»

«Doch, ich glaube daran», sagte der kleine Mann hartnäckig.

«Also, worüber sind Sie dann so unglücklich?»

«Ich bin mir über mich selbst klar. Ich hab immer gewußt, was ich tue. Und ich kann mir keine Absolution erteilen.»

«Und wenn Vater José gekommen wäre, hätte das den ganzen Unterschied gemacht?»

Er mußte lange auf eine Antwort warten, und als sie kam, verstand er sie nicht. «Noch ein Mensch ... das macht es leichter... »

«Kann ich nichts mehr für Sie tun?»

«Nein. Nichts.»

Der Leutnant öffnete wieder die Tür und legte mechanisch die Hand an den Revolver; er fühlte sich verstimmt, so, als ob nun, da der letzte Priester sich hinter Schloß und Riegel befand, ihm nichts mehr zu tun übrigbliebe. Die tätige Feder schien gebrochen. Er blickte zurück auf die Wochen der Hetzjagd wie auf eine glückliche Zeit, die jetzt für immer vorbei war. Er sah kein Ziel vor sich, als wäre das Leben aus der Welt entschwunden. Er sagte mit herber Güte, denn er konnte sich nicht aufraffen, diesen kleinen, ausgehöhlten Menschen zu hassen: «Versuchen Sie zu schlafen.»

Er schloß die Tür, als eine ängstliche Stimme sprach: «Leutnant.»

«Ja?»

«Sie haben schon zugesehen, wie Leute erschossen wurden. Leute wie ich.»

«Ja.»

«Dauert der Schmerz lange?»

«Nein, nein, eine Sekunde», sagte er rau, schloß die Tür und ging den Weg zurück durch den getünchten Hof. Er ging in die Polizeistube; die Bilder des Priesters und des G-Mannes klebten noch immer an der Wand; er riß sie herunter, man wird sie nicht mehr brauchen. Dann setzte er sich an den Schreibtisch, legte den Kopf in die Hände und schlief erschöpft ein. Er konnte sich später an seine Träume nicht erinnern, außer an Lachen, Lachen und einen langen Gang, in dem er den Ausgang nicht fand.